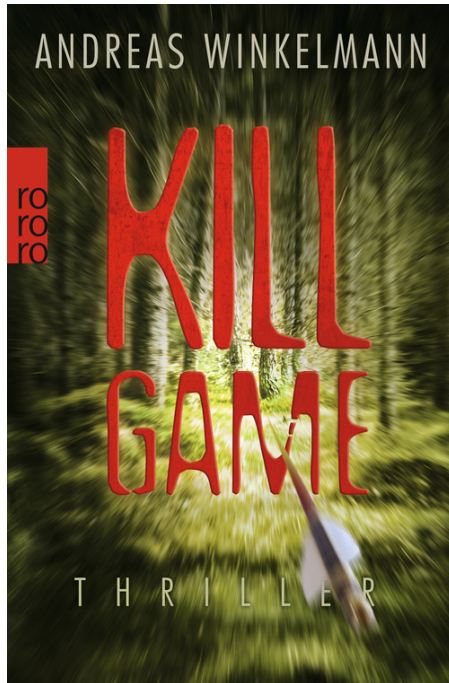


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-26959-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Andreas Winkelmann

Killgame

Thriller

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, März 2017
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg
Umschlagabbildung da-kuk /Getty Images; pedrosola /shutterstock
Satz Arno Pro OTF (InDesign) bei
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26959 2

Jährlich verschwinden in Deutschland rund 100 000 Personen. Die Hälfte taucht innerhalb einer Woche wieder auf, innerhalb eines Monats sogar 80 Prozent. Die Gesamtzahl der Vermisstenfälle liegt recht konstant zwischen 5000 und 6000. Zur Hälfte Kinder und Jugendliche. Meistens tauchen jugendliche Ausreißer von selbst wieder auf, die Aufklärungsquote liegt bei 99 Prozent. Bei den «dauerhaft Vermissten» läuft die Suche 30 Jahre weiter, bevor der Aktendeckel geschlossen wird.

Neben der Polizei gibt es weitere Stellen, die nach Vermissten suchen, zum Beispiel der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes. Sie alle leisten Hervorragendes.

Aber manchmal braucht es einen Verlorenen, um einen Verlorenen zu finden.

Help! I'm Vicky.

I'm Lara. Please help me.

Verzeih mir, Mama. Andrea.

Silke 09/2010

Nadine 10/2011

Don't forget me. Lilly.

Ich will nicht sterben. Karin.

Wie es die anderen vor ihr getan hatten, nahm auch sie einen Stein vom Boden auf und ritzte ihren Namen ins Holz.

Denn jeder Mensch braucht einen Grabstein.

Teil 1

Der Gottlose flieht,
auch wenn niemand ihn jagt.

Sprüche Salomons 28,1

Licht sickerte durch eine schmale Dehnungsfuge zwischen zwei Brettern. Wenn sie den Arm ausstreckte, konnte sie ihren kleinen Finger bis zum zweiten Glied in diesen Spalt stecken, nicht weiter, und dann spürte sie einen schwachen Luftzug, den Wind, den sie draußen in den Bäumen rauschen hörte.

Nie zuvor war sie so lange vom Tageslicht abgeschnitten gewesen, nie hatte sie auch nur einen Gedanken daran verschwendet, welche Auswirkungen es auf einen Menschen hatte, den Blick nicht gen Himmel richten zu können, die Wärme der Sonne nicht spüren zu können. In den letzten Tagen war dieser schmale Spalt zu ihrem Nabel der Welt, das wenige Licht zu ihrem Lebenssinn geworden.

Es war nicht kalt hier drinnen, jedenfalls nicht sehr, und sie hatte Decken, mit denen sie sich in den Nächten nach den Vergewaltigungen, wenn sie am ganzen Körper zitterte, innerlich wie äußerlich, zudecken konnte. Aber die Wärme einer Decke war nicht zu vergleichen mit der von Sonnenstrahlen. Sie gingen tiefer, wärmten von innen, legten einen wohligen Kokon ums Herz und die Seele. Besonders um die Seele, jenes körperlose Gefäß des eigenen Bewusstseins, in das Gott einen Tropfen des Heiligen Geistes gegeben hatte.

Früher hatte sie nicht an so etwas geglaubt, aber wenn es der Weg war, das hier zu überstehen, dann würde sie ihn gehen. Etwas anderes blieb ihr nicht übrig. Denn sie würden wiederkommen, schon bald. Sie würden sie aus der hölzernen Kammer zerren, hinein ins Licht des Lagerfeuers, das flackernd und zischend an der Schwärze ringsum nagte. Sie würden sie wegzerren von diesem schmalen Spalt voller Hoffnung, und wenn sie ihn wiedersah, würde er ein wenig kleiner und das Licht ein wenig schwächer geworden sein. Sie wusste nicht, ob sie den Tanz am Feuer noch einmal überstehen würde. Zweimal hatten sie sie hinausgezerrt, diese stummen

Männer mit der unmenschlichen Gier in den Augen. Zweimal hatten sie sie an Körper, Geist und Seele zerfetzt, so gnadenlos wie Maschinen, mechanisch, kalt und leblos.

Sie hörte ein Geräusch.

Ein bekanntes Geräusch.

Es klang, als würde Luft gleichmäßig durch perforierte Membranen gesogen und wieder ausgestoßen. Es klang, als würde etwas atmen, dessen Größe und Macht sie sich nicht einmal annähernd vorzustellen vermochte. Immer wenn das Licht in dem schmalen Spalt matter geworden und schließlich gänzlich erloschen war, war dieses Geräusch erklingen. Die ersten Male hatte es sie geängstigt, jetzt hatte sie sich daran gewöhnt. Es war Struktur, wo es keine gab, war Gewöhnung, wo nur Chaos herrschte. Bis zu dem Moment, da das Geräusch sich entfernte und kurze Zeit später die stummen Männer kamen, labte sie sich daran wie an dem schmalen Streifen Sonnenlicht.

Sehen und Hören, sonst nichts.

«Da bist du ja wieder.»

Sie erschrak vor ihrer eigenen Stimme. Sie klang alt und brüchig.

«Schön, dass du da bist.»

Keine Antwort, natürlich nicht, nur dieses gleichmäßige Atmen. Unter anderen Umständen hätte sie das Geräusch dem Wind zugeschrieben, der sich in den Ästen der Bäume verfing, aber die jetzigen Umstände verlangten nach mehr. Alles in ihr schrie danach, nicht allein hier zu sein, auf Beistand hoffen zu können in den dunkelsten Stunden, selbst wenn dieser Beistand nur aus unmenschlichen Geräuschen bestand.

«Ein Wort, ein Laut, und wir schneiden dir die Zunge heraus und braten sie über dem Feuer, während du zusiehst.»

Das war einer der wenigen Sätze, die die ansonsten stummen Männer gesprochen hatten, und da sie am eigenen Leib erfahren hatte, wie schwer es war, keinen Laut von sich zu geben, wenn männliche Gier sie innerlich zerriss, ahnte sie, dass das Geräusch von einem anderen Opfer stammte, das es nicht geschafft hatte, seine Schreie hinunterzuschlucken. Ihr selbst war es nur gelungen, weil sie in den letzten Jahren ihres jungen Lebens gelernt hatte, Schmerz, Wut und Trauer mit niemandem zu teilen und

in den schwärzesten Momenten diese Empfindungen in sich hineinzufressen. Sie war geübt darin, ihren Schmerz zu verbergen.

«Geht es dir gut? Wie lange bist du schon hier?»

Sie flüsterte, denn sie wusste nicht, ob die Männer sie nicht doch hören konnten.

«Kannst du mir helfen?»

Für einen Moment war das Schnaufen und Schnauben ganz nah, und sie glaubte, durch den Spalt einen gewaltigen Schatten sehen zu können. Dann vibrierte die hölzerne Klappe, unter der sie gefangen gehalten wurde, und etwas Sand rieselte ihr in die Augen. Sie musste sich abwenden, die Körner aus ihren Augen wischen, und als sie wieder aufsaß, entfernte sich das Geräusch und verklang schließlich völlig.

Und dann waren sie wieder da.

Die stummen, gierigen Männer.

Mit seiner Zwillingschwester Jessica teilte Dries Torwellen sich außer seiner Seele noch die Augenfarbe, die Haarfarbe, die Gesichtszüge und den Charakter. Hellblaue Augen, blondes Haar, ein kantiges Kinn, schmale Lippen und eine markante Nase. Dickköpfig bis zur Sturheit, selbstbewusst, mitunter zu empfindlich und deshalb schnell beleidigt. Nicht alles persönlich zu nehmen, was einem die Welt und die Menschen darin antaten, erforderte einen langen Lernprozess. Dries hatte ihn mit seinen sechsunddreißig Lebensjahren noch nicht vollständig durchlaufen, war aber auf einem guten Weg. Jessica hatte dazu nicht genug Zeit gehabt. Fünfundzwanzig Jahre waren zu wenig. Zu wenig für alles. Und doch genug, um der Welt etwas zu hinterlassen.

Dries betrachtete die Porträtaufnahme von Jessica und erinnerte sich an den Tag, an dem das Foto entstanden war. Sie waren mit ihren Eltern an der Küste gewesen. Ein toller Sommerferientag mit einem perfekten blauen Himmel. Sie waren sechzehn, und zum letzten Mal verbrachten sie mit ihren Eltern die Ferien auf dem Campingplatz an der Ostsee. Der Wohnwagen stand noch immer dort, vielleicht war er ein wenig bemoost, vielleicht rostete die Achse und waren die Fenster blind, aber soweit Dries wusste, fuhren Mama und Papa immer noch jeden Sommer dorthin. Sie waren solche Menschen, beständig, zuver-

lässig, allem Neuen gegenüber skeptisch. Jessica und er waren anders, und damals, mit sechzehn, war das besonders deutlich geworden. Jessi hatte es ihm nicht haargenau berichtet, aber in jenem Sommer hatte sie ihre Jungfräulichkeit verloren. Im Mondlicht am Strand zu einer Zeit, da ihre Eltern sie in einem der beiden kleinen Zelte vor dem Wohnwagen wähten, in dem sie und Dries schliefen, weil es drinnen zu eng und zu heiß war, vor allem aber, weil draußen zu schlafen die ultimative Freiheit bedeutete. Es war ihr Sommer der Abenteuer gewesen, nie zuvor und nie mehr danach hatte Dries das Leben so intensiv gefühlt wie in jenen Tagen. Den salzigen Geruch der See. Den heißen trockenen Sand am Körper. Den warmen Wind im Haar, die gedämpften Geräusche der anderen Urlauber, das sehnstichtige Rufen der Möwen dazwischen. Haut und Lippen und Haar des Mädchens, mit dem er rumgeknutscht hatte. Mehr war nicht gelaufen. Jessi war ihm, was das anging, ein paar Nasenlängen voraus. Im Nachhinein betrachtet, war sie es in fast allen Belangen gewesen, so als hätte sie instinktiv gewusst, dass ihr weniger Zeit zur Verfügung stand als ihrem Bruder. Dries war der Jüngere, weil er eine Minute später das Licht des Kreißsaals erblickt hatte. Kein so großer Vorsprung für seine Schwester, aber in ihrer Beziehung hatte diese Minute Bedeutung. Bei Entscheidungen, bei Streitigkeiten oder wenn sie versucht hatten, sich gegenseitig mit ihren Träumen zu übertreffen.

An jenem Tag am Strand hatte Jessi mit einem Finger die Welt als großen Kreis in den Sand gezeichnet, darin kleine Kreise für die Kontinente, und dann hatte sie mit der Fingerspitze in jeden Kreis getippt und mit fester Stimme gesagt, sie wolle all diese Länder bereisen. Da hatte Dries noch nicht ein einziges Mal daran gedacht, die Welt zu erkunden. Doch am Ende war es er, der viele dieser Länder zu sehen bekam, wenn auch nur die Krisenherde, die weniger schönen Orte, die Landstriche, die beinahe tagtäglich in der Tagesschau auftauchten und die von den Einheimischen nicht selten als Hölle empfunden wurden.

In jenem Sommer hatte niemand an den Tod gedacht.

Dabei hatte er direkt hinter ihnen gestanden und Maß genommen.

Hatte sich vielleicht an den vor Energie sprühenden Augen seiner Schwester erfreut und Pläne geschmiedet, wie er diese Lebenslust, die-

se Unbändigkeit für sich gewinnen konnte. Denn der Tod war so, das wusste Dries mittlerweile. Die Alten waren ihm egal, die kamen sowieso, es waren die Jungen, die ihn interessierten, die Vitalen, denn nur in diesem Alter fand ein Kampf statt, und auf den Schlachtfeldern blieben Opfer zurück, um die geweint wurde. Vielleicht stand der Tod einfach auf intensive Erfahrungen, so wie Jessica und Dries Torwellen in jenem Sommer an der Ostsee.

Jessicas Tod lag elf Jahre zurück. Dries konnte sich kaum noch an ihr Lachen, an ihre Stimme oder an ihre spektakulären Wutausbrüche erinnern, aber sobald er dieses alte Foto betrachtete, das er in seiner Brieftasche aufbewahrte, brachte der Blick in ihre intensiven hellblauen Augen das Gefühl der Liebe zurück, die er für sie empfunden hatte.

Und deshalb war er heute hier.

Die kleine Ortschaft Bernwald mit ihren sechstausend Einwohnern lag zwanzig Kilometer von Frankfurt entfernt in den sanften Hügeln des Taunus, umgeben von dichten Laub- und Tannenwäldern. Es war ein romantischer, stiller Ort, in dem Menschen lebten, die Ruhe und Abgeschiedenheit suchten. Dries war seit Jessis Tod einige Male auf dem örtlichen Friedhof gewesen, in elf Jahren vielleicht vier oder fünf Mal, mehr war nicht möglich gewesen. Die Organisation setzte ihn rund um den Globus ein, und er hatte nie einen Auftrag abgelehnt. Urlaub war etwas für Menschen mit innerem Frieden, nicht für einen Nomaden wie ihn.

Bernwald steckte voller schmerzhafter Erinnerungen. Und der Besuch, der ihm bevorstand, würde unangenehm werden. Er wurde nicht erwartet, und wenn sich in den letzten Jahren nichts geändert hatte, dann war er in diesem Haus kein gerngesehener Gast. Dries war das egal, er würde sich nicht abwimmeln lassen und die Informationen, die er benötigte, irgendwie bekommen. Das war er Jessi schuldig.

Er parkte seinen alten Landrover am Anfang einer Sackgasse. An deren Ende lag das Haus, zu dem er unterwegs war, aber er wollte nicht, dass der Bewohner ihn zu früh bemerkte, eventuell die Klingel abstellte und sich verbarrikadierte. Der Himmel war hoch und locker bewölkt, die Temperatur angenehm, der Duft von Weißdornhecken lag in der Luft. Irgendwo mähte jemand seinen Rasen, in großer Entfernung bellte

ein Hund. Auf einer Anhöhe in Sichtweite drehten sich träge die schlanken weißen Flügel einiger Windkraftträder. Sie waren die einzige Neuerung, ansonsten war in diesem alten, gewachsenen Wohngebiet alles beim Alten geblieben. Wahrscheinlich lebten in den Häusern rechts und links der einspurigen Straße immer noch dieselben Menschen wie damals. Es waren normale Häuser mit normalen Leuten, nach Dries' Auffassung ein wenig spießig, und er wusste, dass Jessi es ebenso empfunden hatte. Für eine, die die Welt erobern wollte, musste diese Straße wie ein Gefängnis gewesen sein.

Er näherte sich dem roten Backsteinbungalow mit der Nummer 35 und blieb im Schutz einer Tanne vor dem Jägerzaun stehen. Das Grundstück machte einen verwahrlosten Eindruck. Der Rasen war viel zu lang, in den Beeten wucherte Unkraut, die Büsche und Hecken waren ewig nicht mehr gestutzt worden. Auf dem Rasen lag ein eingewachsener gelber Wasserschlauch wie die abgestreifte Haut einer Schlange, in der Einfahrt stapelten sich vier blankgefahrte Autoreifen neben einem haufen Holz, wahrscheinlich alte Möbel, die jemand aus dem Haus entfernt hatte. Die Fenster waren blind vor Schmutz, die Gardinen zugezogen. Es wirkte nicht so, als würde in dem Haus noch jemand wohnen.

Dries aber wusste es besser.

Deshalb stieg er über den niedrigen Jägerzaun hinweg und ging mit langen Schritten auf die Eingangstür zu. Ohne zu zögern drückte er auf den Klingelknopf. Drinnen läutete der Gong, den er von früheren Besuchen kannte. Bei dem Geräusch zog sich sein Magen zusammen. Seine Erinnerung verknüpfte es mit dem Gesicht seiner Schwester, denn immer, wenn er diesen Gong gehört hatte, war sie es gewesen, die vor Freude strahlend an die Haustür gekommen und ihm um den Hals gefallen war.

Dries klingelte noch einmal.

Und noch einmal.

Als er sich gerade zur Rückseite des Hauses aufmachen wollte, um es an der Terrassentür zu versuchen, bemerkte er durch das gelbe Glas in dem Holzelement neben der Eingangstür eine Bewegung. Jemand befand sich auf dem Flur, vielleicht schon eine ganze Weile, wollte aber wohl nicht die Tür öffnen. Es gab keinen Spion, folglich konnte derje-

nige nicht wissen, dass Dries vor der Tür stand, es sei denn, er hatte ihn bereits auf dem Weg zum Haus beobachtet.

Dries schlug mit der Faust gegen die Tür.

«Klaus, hier ist Dries. Mach auf. Ich weiß, dass du da bist.»

Drinne huschte jemand weg.

«Ich schwöre dir, ich gehe hier nicht weg, bis wir miteinander geredet haben.»

«Wir haben nichts zu bereden, hau ab.»

Klaus stand direkt hinter der Tür.

«Erst sagst du mir, wo Nia ist.»

«Schläft oben.»

«Weck sie auf, ich will mit ihr sprechen.»

«Verpiss dich.»

Dries schlug erneut zu, kräftiger als zuvor. Der massiven Eichentür machte das nichts aus, seiner Hand schon. Ein scharfer Schmerz schoss bis in seine Schulter hinauf. Er konnte spüren, wie sich der Metallsplitter bewegte, der noch immer in seinem Muskel steckte.

«Hör zu! Meine Eltern haben mich angerufen, ich weiß, dass Nia nicht da ist. Mir ist es scheißegal, was du mit deinem Leben machst, aber Nia geht mich etwas an.»

Dries hatte nicht damit gerechnet und bereits zum nächsten Schlag ausgeholt, da sprang die Haustür plötzlich auf. Mit erhobener Faust stand er seinem viel kleineren Schwager Klaus Herford gegenüber und erschrak zutiefst darüber, was die vergangenen elf Jahre aus dem Mann gemacht hatten.

Als Jessi sich in Klaus verliebt hatte, war sie siebzehn und er zwanzig gewesen. Er war es gewesen, der sie in jenem Sommer an der Ostsee entjungfert hatte, und zurückblickend konnte man sagen, dass damit das ganze Unglück begonnen hatte. Damals war Klaus durchtrainiert und sportlich gewesen, ein begeisterter Fußballer mit professionellen Ambitionen. Seine Schwester hatte sich in einen Mann verliebt, dem die Frauen nachschauten, der eloquent war und sich gut zu kleiden wusste. In jemand völlig anderen als den, der jetzt vor Dries stand.

Der heutige Klaus war fett und aufgequollen, und es war kein gesundes pralles Fett von zu viel Essen, sondern weiches, schwammiges Ge-

webe, wie es so oft mit starkem Alkoholkonsum einherging. Sein Haar war schütter und klebte am Kopf, die Haut im Gesicht war fahl und unrein, der Blick getrübt. Er trug eine graue Jogginghose, die dringend gewaschen werden musste, dazu ein weißes, löchriges T-Shirt. Er roch nach Nikotin und Rum.

«Sieh an, der große Held», spottete Klaus Herford und zog verächtlich die Mundwinkel nach unten. «Mal wieder im Lande und gleich auf Krawall gebürstet.»

«Hallo, Klaus, schön, dich zu sehen», sagte Dries, um die Situation zu entspannen.

«Spar dir den Scheiß. Was willst du? Ich hab zu tun.»

«Lässt du mich rein?»

«Wozu?»

«Weil ich mit dir über Nia reden will.»

«Es geht aber nicht immer alles so, wie du willst. Nia ist meine Tochter und geht dich nichts an.»

Dries hatte geglaubt, in den letzten Jahren etwas mehr Geduld mit Menschen wie seinem Schwager entwickelt zu haben, bemerkte jetzt aber, dass das ein Irrtum war. Seine Zündschnur war immer noch so kurz wie damals, als er achtzehn gewesen war, und er ließ sich noch immer zu Kurzschlussreaktionen hinreißen.

Er schlug seinem Schwager die Tür aus der Hand. Sie knallte gegen die Wand. Dries betrat den Flur, drängte Klaus beiseite, als existiere er nicht, und ging durch bis ins Wohnzimmer.

Klaus protestierte nicht einmal. Er wusste, es hatte keinen Sinn. Schließlich war er mit Jessica verheiratet gewesen, einer Hälfte der Torwellen-Zwillinge, und die hielt man nicht auf, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatten.

Das Wohnzimmer war ein Schlachtfeld.

Überall lagen Kleidungsstücke herum. Der Tisch war mit leeren Bierdosen und überquellenden Aschenbechern zugestellt. Zeitungen stapelten sich hüfthoch, hauptsächlich der Kicker und ähnliche Fußball-Fachblätter. Über dem großen LED-Fernseher hing eine deutsche Flagge an der Wand, wahrscheinlich ein Überbleibsel der Weltmeisterschaft in Brasilien, die vor wenigen Tagen zu Ende gegangen war.

«Die Weltmeisterschaft gefeiert?», fragte Dries.

«Du kannst mich, Schwager.»

Klaus ließ sich auf die Couch fallen und verschränkte die Arme vor der Brust. Dries fragte sich, ob er nur soff oder auch Drogen nahm. Seine Mutter hatte so etwas angedeutet, aber ihre Vermutung beruhte auf den Beobachtungen der Nachbarschaft, und die mussten nicht unbedingt der Wahrheit entsprechen.

«Kein Wunder, dass Nia abgehauen ist.»

«Wenn dir mein Einrichtungsstil nicht gefällt, dann hau doch auch ab.»

Klaus hustete laut und ungesund, beugte sich vor, nahm eine Zigarette aus einer leeren Bierdose, deren Deckel er abgetrennt und sie damit zum Behältnis umfunktioniert hatte. Noch während er hustete, zündete er die Zigarette an und steckte sie sich zwischen die Lippen.

«Hör zu», begann Dries in versöhnlichem Tonfall. «Ich bin nicht gekommen, um mit dir zu streiten. Ich will dir helfen.»

«Wer sagt, dass ich Hilfe brauche?»

«Meine Eltern.»

«Die müssen es ja wissen.»

«Sie haben dir ebenfalls Hilfe angeboten.»

«Irrtum. Sie wollten Nia und haben versucht, sich einzumischen. Das ist etwas vollkommen anderes. Aber das kapiert ihr ja nicht, weil immer alles nach eurem Kopf gehen muss.»

Dries seufzte, ging zur Terrassentür und sah in den hinteren Garten hinaus. Dort sah es ähnlich ungepflegt aus wie vor dem Haus. Die rote Schaukel aus Metall stand immer noch in der hinteren rechten Ecke. Sie rostete, ihre Füße waren eingewachsen, das Sitzbrett mit Grünspan überzogen. Kurz sah Dries sich selbst, wie er seine sechsjährige Nichte Nia anschubste. Immer höher in den Himmel, weil sie es so wollte, weil sie keine Angst kannte und so entzückend jauchzte, wenn es in ihrem Bauch kribbelte. Er hatte viel zu wenig Zeit mit ihr verbracht. Gerade in den letzten Jahren. Eigentlich wusste er überhaupt nicht, was für ein Mensch Nia geworden war.

«Wenn du dir schon nicht helfen lassen willst, dann rede wenigstens Nia zuliebe mit mir.»

«Nia ist erwachsen, sie kann tun und lassen, was sie will.»

«Sie ist vor vier Monaten achtzehn geworden und alles andere als erwachsen. Und wie lange ist sie jetzt weg? Vier Wochen? Bist du nicht auf die Idee gekommen, sie zu suchen?»

Klaus zuckte mit den Schultern und paffte seine Zigarette.

«Sie hat mir deutlich zu verstehen gegeben, dass sie mich nicht wiedersehen will.»

«Und das wundert dich? Ich meine ... sieh dich mal um ...»

Dries breitete die Arme aus.

«Du lebst in einem Schweinestall. Du säufst, du arbeitest nicht, du lässt dich total gehen. Und nach allem, was ich gehört habe, warst du Nia gegenüber aggressiv.»

«Ach, waren wir laut genug für die Nachbarn, ja?»

Dries war nahe dran, die Beherrschung zu verlieren. Es kotzte ihn an, wie gleichgültig dieser Mann war, wie demonstrativ er sein Selbstmitleid auslebte. Was Dries in diesem Moment davon abhielt, Klaus zu packen und seinen Kopf draußen in den veralgten Gartenteich zu tauchen, war das Bild über der Vitrine an der rechten Raumseite.

Ein Porträt von Jessi, aufgenommen am Tag ihrer Hochzeit.

Großer Gott, war sie eine Schönheit gewesen!

Dries ging hinüber und starrte das Foto an. Darauf strahlten ihre Augen noch stärker als auf dem verblichenen Bild, das er seit Jahren mit sich herumtrug. Sie war gebräunt, ihr blondes Haar professionell frisiert, ihr Gesicht geschminkt. Sie hätte ein Model sein können, aber auf Äußerlichkeiten hatten sie nie Wert gelegt, ja sogar Menschen verspottet, die sich über ihr Aussehen definierten.

Das Foto gehörte zu einer Art Schrein. Daneben standen noch einige kleinere, gerahmte Fotografien sowie Dinge, die Jessica wichtig gewesen waren. Unter anderem der schwarze Gürtel, den sie sich im Karate erkämpft hatte. Dries streckte die Hand aus, er wollte den Gürtel anfassen, doch die laute Stimme ließ ihn zurückschrecken.

«Finger weg!», schrie Klaus. Er schnellte aus der Couch und kam herüber. «Ich warne dich, fass das ja nicht an. Diese Dinge gehören dir nicht. SIE gehört dir nicht.»

Dries ließ sich von seinem Schwager beiseitedrängen, der sich schützend vor den Schrein postierte. Sein Gesicht drückte Entschlossenheit aus. Dries gab nach. Es hatte keinen Sinn, seinem Schwager seine körperliche Überlegenheit zu demonstrieren.

«Sie hat nie irgendwem gehört. Weder mir noch dir», sagte Dries leise.

Klaus starrte ihn an. Er zitterte am ganzen Körper, seine Augen glänzten feucht. Seine Kiefer mahlten, und er schloss immer wieder die Hände zu Fäusten. In diesem Mann tobte große Wut, sie fraß ihn inwendig auf, fand aber doch nicht genug Nahrung und wandte sich deshalb gegen alles und jeden. Diese Wut hatte Nia vertrieben und Klaus zu einem einsamen Menschen gemacht. Zumindest das konnte Dries seinem Schwager nachempfinden, denn auch er kannte sich mit der zerstörerischen Kraft der Wut aus.

«Doch», sagte Klaus mit schwacher Stimme, «sie hat mir gehört, und es ist verdammt noch mal nicht fair, dass sie nicht mehr da ist.»

«Nein, ist es nicht. Und was jetzt? Aufgeben? Deine Tochter auch noch verlieren? Oder endlich den Arsch hochkriegen und etwas ändern?»

«Lass mich mit diesem Psycho-Gequatsche in Ruhe. Jessi ist tot, daran kann ich rein gar nichts ändern.»

Dries schüttelte den Kopf. «Elf Jahre, und du kriegst die Kurve nicht. Ich verstehe es nicht.»

«Kann ich mir vorstellen. Du hast sie ja auch sitzenlassen.»

Falscher Satz, schoss es Dries durch den Kopf. Ganz falsch und sehr gefährlich.

Er ging einen schnellen Schritt auf seinen Schwager zu und tippte ihm mit dem Finger gegen die Brust. Dabei hatte er das Gefühl, sein Finger versinke in dem wabbeligen Gewebe.

«Sag das noch einmal, und ich ...»

«Was? Schlägst du mich dann, ja? Weil du die Wahrheit nicht ertragen kannst? Scheiße, was bildest du dir eigentlich ein? Kommst hierher nach wer weiß wie vielen Jahren und tust, als könntest du alles geraderücken, als wärest du der große Heilsbringer. Meinst du, Nia würde auf dich hören? Nia hört nur noch auf sich selbst, da ist sie genau wie ihre

Mutter. Sie hat beschlossen, auf eigene Faust zu leben, und ich kann sie nicht davon abhalten. So einfach ist das. Aber warum erzähle ich dir das alles überhaupt? Ich bin dir und deiner verdammten Familie keine Rechenschaft schuldig. Hau ab, Mann, hau bloß ab und lass mich für alle Zeiten in Ruhe.»

Jetzt liefen Klaus die Tränen über das Gesicht, ob aus Wut oder Schmerz, konnte Dries nicht sagen, aber er spürte Mitleid mit seinem Schwager und beschloss, ihn nicht weiter zu bedrängen. Ohne die Information, die er brauchte, würde er jedoch nicht gehen.

«Ich habe gehört, Nia sei ins Drogenmilieu abgerutscht. Wenn dich das Schicksal deines einzigen Kindes nicht interessiert ... okay, deine Sache. Sag mir den Namen ihres Freundes, und ich bin weg.»

«Welcher Freund?»

«Gab es mehrere?»

«Mehr, als du dir vorstellen kannst.»

«Dann den letzten.»

«Alexander.»

«Kein Nachname?»

«Kenne ich nicht.»

«Dann lass mich einen Blick in ihren PC werfen.»

«Den Teufel werde ich tun. Ich sag's noch mal: Nia geht dich nichts an, und jetzt verschwinde aus meinem Haus, bevor ich die Polizei rufe. Oder hast du da noch Freunde, die dich decken, so wie damals?»

«Gib mir wenigstens ihre Handynummer.»

«Sie hat kein Handy. Hau ab!»

Dries gab auf, es hatte keinen Sinn. An der Tür drehte er sich noch einmal um, betrachtete Klaus Herford, diesen kleinen, in sich zusammengefallenen Mann ohne Rückgrat, ohne Kraft. Ein Säuer, der in Selbstmitleid verging, weil das einfacher war, als zu kämpfen. Dries' Mitleid verwandelte sich in Abscheu. Solche Typen hatte er nie leiden können, und in der Welt, in der er lebte, kamen sie auch nicht vor.

«Du machst dir etwas vor, wenn du glaubst, Jessi hätte dir gehört», sagte er. «Sie war der freieste Mensch, den ich kannte. Und wenn sie nicht von dir schwanger geworden wäre, hätte sie dich nie geheiratet. Dann wäre sie mit mir um die Welt gezogen. Das bisschen Glück, das du

hattest, verdankst du Jessi und Nia, aber du bist nicht mal in der Lage, dich dafür zu revanchieren.»

Die Flammen tanzten bereits. Orangerote Teufel schleuderten sengende Hitze in die Nacht. An den Rändern der Wahrnehmung, wo Licht und Dunkelheit ihren eigenen Kampf ausfechten, versperrte eine schwarze Barriere den Blick. Außerhalb davon vielleicht die Freiheit, vielleicht der erlösende Tod, innerhalb des glühenden Zirkels die Hölle, das Versprechen von Schmerz und Leid. Und die Männer: vom Feuer rot gefärbte Gesichter mit glänzenden Augen. Mit Blut hatten sie sich merkwürdige Symbole auf Brust, Bauch und Rücken gemalt. Striche und Kreise ohne erkennbaren Sinn. Wie ihre Oberkörper waren auch die Füße bloß. Sie starrten ihren nackten Körper an, nichts blieb verborgen, aber das war egal. Ihre Scham war bereits beim ersten Mal gestorben. Sie wusste, was passieren würde, und fand sich damit ab. Einer nach dem anderen würde über sie herfallen und ihr weh tun. War einer fertig mit ihr, wurde sie an den nächsten übergeben, es war, als existiere zwischen ihnen eine strenge Hierarchie, die die Reihenfolge festlegte.

Sie fiel auf die Knie und blickte ins Feuer. Es war einige Meter entfernt, und doch spürte sie die tödliche Hitze auf ihrer nackten Haut. Die Männer würden es nicht verhindern können, wenn sie sich hineinstürzte, aber ihre Angst vor dem Feuertod war zu groß. Noch gab es Hoffnung. Noch hatte sie sich nicht vollkommen aufgegeben.

«Nicht», sagte sie, als der erste Mann hinter sie trat, ihr Haar packte und ihren Kopf mit einem heftigen Ruck zurückriss.

«Bitte nicht.»

Ein Flüstern, das im Knacken, Zischen und Knistern des Feuers unterging.

Hände überall. Weiche Hände ohne Schwielen, die tasteten, zerzten und zogen.

Und dann plötzlich das Brüllen!

Es kam von außerhalb des Zirkels, aus der Schwärze, die sich dem Feuer widersetzte. Irgendetwas bewegte sich dort, groß und mächtig und in der Lage, die Männer in Aufruhr zu versetzen. Die weichen Hände verschwanden von ihrem Körper, sie wurde nach vorn gestoßen, fiel auf

den staubigen Boden, riss aber sofort den Kopf hoch, um zu beobachten, was geschah.

Die Männer hatten Angst, zogen sich ans Feuer zurück und behielten mit irrlichternden Blicken den schwarzen Rand ihrer Manege im Auge. Dort krachte und knackte es, Zweige brachen, Äste splitterten, ganze Bäume wurden niedergemäht. Und das Brüllen! Dieses infernalische, animalische und zutiefst archaische Brüllen. Es ließ die Erde erzittern. Je lauter es wurde, desto näher rückten die Männer ans Feuer. Die Flammen versengten bereits die Härchen auf ihrer Haut, so nah dran waren sie. Das Mädchen selbst befand sich nun zwischen den Männern und dem finsternen Rand. Plötzlich war sie da, die Möglichkeit zur Flucht. Zehn Schritte höchstens, und sie würde mit der Finsternis verschmelzen. Aber was dann? Was wartete dort auf sie? Welches Lebewesen war in der Lage, solche Laute auszustoßen? Und wenn schon die stummen Männer Angst davorgeworfen hatten, musste sie es dann nicht um ein Vielfaches fürchten?

In diesem Moment lernte sie, dass die Furcht vor dem Ungewissen stärker ist als die Furcht vor dem Bekannten, auch wenn das Bekannte noch so entsetzlich ist. Sie bewegte sich nicht, blieb im Staub hocken, beobachtete den Waldrand und spürte die gleiche Angst, die auch ihre Peiniger spüren mussten. Die Männer sprachen nicht, sie hielten sich nahe beim Feuer, zwei hatten brennende Äste herausgezogen und hielten sie hoch wie Waffen. Licht gegen Dunkelheit, Hitze gegen Todeskälte.

Bäume bewegten sich, als rüttelte jemand daran. Büsche schüttelten sich. Für einen winzigen Moment glaubte sie, im dichten Blätterwerk glührote Augen sehen zu können, die sie anstarrten. Dann waren sie aber auch schon wieder fort, und das erneute Brüllen, diesmal so nahe, dass sie die Schallwellen auf ihrer Haut spürte, ließ sie in panischer Angst rückwärts zum Feuer krabbeln. Auf das Feuer und die Männer zu, vor denen sie eben noch hatte fliehen wollen.

Das Brüllen erklang noch ein weiteres Mal, dann verstummte es.

Plötzlich raschelte es in den Büschen. Zweige teilten sich, und eine Gestalt trat in den Feuerkreis.

Das Mädchen schrie.

[...]